

Aus seinen chronologischen Ergebnissen leitet Verf. schließlich konsequenterweise einen neuen Vorschlag zur regionalen Gliederung ab, in dem das unterschiedliche Auftreten von Grab- und Hortfunden berücksichtigt wird und bei dem er im Gegensatz zu Kersten auf die Verschiebungen im Laufe der Zeit hinweist. Angesichts der Ausdehnung der Sitte bronzeführender Gräber auf ganz Jütland mit dem Horizont 2a wird in dem Gebiet zwischen Elbmündung und Limfjordregion die „Wiege“ der nordischen Bronzezeit vermutet (S. 169). Erst in der Periode III habe sich das Kerngebiet in das von Kersten dafür angenommene Gebiet Nordjütlands und der dänischen Inseln verlagert.

Wenn man den ohne Zweifel hohen Arbeitseinsatz des Verf. bedenkt, muß man sehr bedauern, daß ein unglücklicher Ansatz ihm trotz eingehender Beschäftigung mit einem (zu) umfangreichen Fundstoff nicht erlaubt hat, zu in ihren Grundlagen gesicherten Ergebnissen zu kommen. Das zu hoch angesetzte Ziel einer Gesamtbearbeitung des nordischen Kreises im Rahmen einer nach Umfang und Zeitaufwand notwendigerweise begrenzten Dissertation mußte fast zwangsläufig zu Fehlern und Mängeln führen. Hier hätte es wohl einer diese Gefahren rechtzeitig erkennenden Betreuung bedurft. Die Überlegungen des Verf. werden aber sicher zu einer weiteren Diskussion und Beschäftigung mit dem Material anregen.

D-6000 Frankfurt a. M. 1
Arndtstr. 11

Wolf Kubach
Johann Wolfgang Goethe-Universität
Seminar für Vor- und Frühgeschichte

Angela Simons, *Bronze- und eisenzeitliche Besiedlung in den Rheinischen Lößböden.*

Archäologische Siedlungsmuster im Braunkohlegebiet. British Archaeological Reports, International Series 467, Oxford 1989. ISBN 0-86054-599-7. 240 Seiten, 69 Abbildungen, 58 Tafeln.

Die vor allem im Materialteil stark gekürzte Kölner Dissertation von 1985 stützt sich im wesentlichen auf die ausgedehnten Beobachtungen und Untersuchungen im Vorfeld des rheinischen Braunkohletagebaus, insbesondere auf das durch den Schwerpunkt Neolithikum bekannte Forschungsprojekt zur Besiedlung der Aldenhovener Platte. Anliegen war, die durch die Untersuchungen im Altsiedelland der Lößböden gegebene „einmalige Gelegenheit“ zu nutzen, „die metallzeitlichen Hinterlassenschaften einer Kleinlandschaft ...“ im Sinne einer Stichprobe für die gesamte Bördenzone „... systematisch und quantitativ zu erfassen“ und „das Siedlungsbild ... zu rekonstruieren“ (S. 5). Es kann nur unterstrichen werden, daß hier maßstabsetzende Quellen vorliegen. Deren systematische Erschließung setzt den eigenen Anspruch wohl etwas zu umfassend an, da zumindest bei den Befunden eine Einzelaufarbeitung teilweise noch aussteht. Ein siedlungsgeschichtliches Thema berührt, auch in diesem Falle, notwendigerweise eine Reihe von Einzelaspekten, die nicht unbedingt neu sein mögen, aber doch als Zusammenstellung und Einstiegshilfe dem Außenstehenden eine regionale Übersicht vermitteln. Auf sie braucht hier nicht eingegangen werden. Das ganze Werk durchziehen, durchaus angemessen, Hinweise auf die Bedingtheit und Lückenhaftigkeit der Quellen.

Vor einer Analyse der Siedlungsmuster stand die Aufgabe, den vorhandenen Fundbestand, ganz überwiegend Keramik, zu erfassen und vor allem chronologisch aufzuarbeiten. Diese Vorleistungen (Kap. III) sind hier mit dargestellt und machen etwa ein Drittel des Textes aus. Um Maßstäbe für den Fundbestand zu entwickeln, hat die Verf. „beispielhafte Komplexe“ (S. 21) über den gesamten Bearbeitungszeitraum ausgewählt. Diese Auswahl umfaßt 66 von insgesamt 309 bekannten metallzeitlichen Siedlungsstellen im Arbeitsgebiet, davon 44 aus dem engeren Arbeitsbereich Merzbachtal, in dem insgesamt 91 derartige

Siedlungsstellen bekannt sind (komplette Auflistung, allerdings ohne Literaturverweise S. 222; 227 ff.). Die ausgewählten Siedlungsstellen oder vielmehr ihre fundführenden Unter-einheiten (meist Gruben) sind in einem knappen Katalog erfaßt (S. 201 ff.), ihr Fundbestand teilweise abgebildet (Abb. 5–14; Taf. 1–58). Die an sich guten Vorlagen dazu sind jedoch beim Druck teilweise derart verstümmelt worden (besonders Abb. 5–6; Taf. 4–5; 28; 37; 53), wie es selbst in dieser Reihe nicht durchgehen sollte. Von 3766 mit der Auswahl aufgenommenen Gefäßeinheiten erwiesen sich dann 75% als näher bestimmbar (S. 37 f.). Der detaillierte Aufnahmecode ist ausführlich erläutert (S. 21–37), wäre allerdings entbehrlich gewesen, da auf ihn nicht mehr recht Bezug genommen wird. Die Verf. entschloß sich vielmehr, den Keramikbestand zu 17 „Hauptformen“ zusammenzufassen (S. 39–56). Die Zusammenfassung folgt keiner neuen, strengen Systematik, sondern ganz unterschiedlichen Kriterien. Pragmatisches Vorgehen führt üblicherweise zu einem derartigen, wenngleich stärker differenzierten Typenbestand, und so reflektiert ein Teil der Formen denn auch bereits bekannte chronologische Einheiten (Nr. 4–6, 8, 11, 15). In diesem Fall werden jedoch teilweise ganz disparate oder doch unterscheidungswürdige Erscheinungen in die gleiche Hauptform gezwängt. Mangels beispielhafter Abbildungsverweise wird das zunächst nur im Vergleich mit den Codedefinitionen (S. 33–37) und bei der Berücksichtigung der Kommentare in den „Formenportraits“ (S. 39–55) etwa zu Randgestaltung und Verzierung deutlich. Einige nachprüfbare Einzelfälle (S. 62) bestärken die Vorbehalte gegen eine angemessene Formenansprache: Der Tupfenrandtopf Abb. 8,14 hat wenig zu tun mit feinkeramischen Formen wie Taf. 13,3.14–15, ebensowenig Schrägrandgefäße wie Taf. 9,12 oder 18,6 mit groben, tupfenverzierten Töpfen wie Taf. 10,8 und 18,14. Die Zusammenfassung von Abb. 8,19 und Taf. 12,4 mit Taf. 12,6 erscheint auch nicht überzeugend. Diese Bedenken erklären, warum den Formenportraits trotz umfangreich beigefügter statistischer Angaben recht wenig Aussagekraft zukommen dürfte, ersichtlich nicht zuletzt am Chronologieprofil der Hauptformen (tabellarisch S. 39–55, graphisch Abb. 15). Der Orientierung dienlich ist die Beschreibung der Gefäßspektren der einzelnen Perioden (S. 57 ff.). Das implizierte Verfahren ist das übliche: Chronologisch – meist über Grabfunde – fixierte Typen, hier nicht im einzelnen belegt und nachgewiesen, erlauben in homogenen Fundverbänden die Angliederung weiterer Formen und Einzelmerkmale. Ein Versuch, dessen Erfolgsaussichten Rez. nicht beurteilen kann, in weniger direkter Abhängigkeit von bestehenden Chronologieschemata das Siedlungsmaterial zu horizontieren, wurde nicht unternommen. Die Verf. unterscheidet folgende Perioden: Die ältere Bronzezeit – gemeint ist die Bronzezeit bis zum Einsetzen der Urnenfeldermerkmale in oder nach Ha A1 (S. 38; 50, explizit erst S. 164) – ist nur schwer zu fassen. Die fundreiche Urnenfelderzeit erscheint stets als Einheit. Analog zur niederländischen Forschung werden eine „frühe“ (Ha C/D), „mittlere“ (Ha D – Frühlatène) und „späte“ Eisenzeit (LT C-D) unterschieden, nur in Einzelfällen auch feinere Stufenabschnitte. In diesem letzten Teil des Kapitels hätte man sich einige Präzisierungen gewünscht, zunächst eine Benennung der im unmittelbaren Anschluß an etablierte Chronologien verläßlich datierbaren Fundeinheiten (Gruben), ferner alle Kriterien, die nach der Auswertung der Siedlungen für die zeitliche Einstufung zusätzlich entscheidend sind.

Aus dem Überblick über die wenig zahlreichen nichtkeramischen Funde (Kap. IV) ist festzuhalten, daß Silexgeräte bis in die Latènezeit in Gebrauch waren. Die eher „spärlichen“ Hinweise auf Metallverarbeitung (S. 91 f.) lassen, ähnlich wie bei der Keramik (S. 83) im Arbeitsgebiet nur geringe Aufschlüsse zur Organisation der Produktion erwarten. Die Ergebnisse der botanischen Untersuchungen werden nur in dieser Fundübersicht knapp resümiert (S. 94 ff.), womit sie offenbar als zum Thema Siedlungsmuster (noch?) nicht gleichwertig beiträgend gekennzeichnet werden. Hier sind zukünftig wohl erhebliche Korrekturen zu erwarten.

Zum eigentlichen Thema Siedlungen (ab Kap. V) werden zunächst die Einzelemente vorgestellt (Gruben, Häuser, Gräben, Zäune). Obwohl man an dieser Stelle nicht unbedingt eine hauskundliche Studie erwarten kann, wird doch die sehr knappe Übersicht zum Pfostenhausbau dem Thema kaum gerecht. Das gilt etwa für die Aufgliederung der Grundrisse in entweder rechteckige oder quadratische Pfostengevierte (Abb. 19) bei Vernachlässigung konstruktiver Differenzierungen (Firstträger, Jochpfosten). Man wird akzeptieren, daß im Gegensatz zum Niederrhein die Kleinbauten als Haustypen dominieren. Die summarische Abweisung der von C. Reichmann publizierten Langhäuser von Grevenbroich (S. 108), die weder konstruktiv noch von der Jochzahl her (bis 6 Joche statt 5 auf Abb. 19) erheblich aus dem Rahmen fallen, ist in dieser Form nicht annehmbar. Es könnte deutlicher betont sein, daß bei den Kleinbauten verlässliche Kriterien für eine Funktionsdifferenzierung (Wohnbau, Wirtschaftsbau, Speicher) fehlen. Auf der nächsten Betrachtungsebene, bei der Frage der Hofeinheiten (S. 114 ff.), ist dies beim weitgehenden Fehlen erhaltener Einfriedungen (S. 109 f.) eine gewichtige Einschränkung. Die Verf. nimmt die Existenz von Hofeinheiten, ein hier nicht präzisiertes Siedlungsmodell, durchgehend als gegeben an, faßt sie dann aber im archäologischen Befund eher vage und weitgehend nur als abgrenzbare Gebäudeansammlung auf und zieht sich auf drei Beispiele (Abb. 22–25) zurück, die ausdrücklich (S. 117) keine Regelbefunde wiedergeben. Zu dem postulierten Hofplatzausschnitt Abb. 25 liegt immerhin ein Großteil der Siedlung publiziert vor. Das Gesamtschema Abb. 35 entbehrt somit der Verifikation im konkreten Fall. Erst Regelbefunde mit ihren Varianten ließen aber verlässliche Zuordnungen („Wohn- und Wirtschaftseinheiten“ S. 117) und strukturelle Einsichten erwarten. Der archäologische Befund wird hier und auch in den folgenden Abschnitten nie in jene zwingende Interpretation umgesetzt, die man als verlässliches Modell weiteren Überlegungen – oder unzulänglicheren Befunden – guten Gewissens zugrunde legen möchte.

Mehr oder weniger deutlich gruppierbare Bauten, also besagte Hofeinheiten, sind in größere, mehr oder weniger locker über einen zusammenhängenden Zeitraum hinweg belegte Siedlungsareale eingebunden (zu dieser Definition von Siedlungsplatz S. 151). Diese teilweise mißverständlich so genannten Siedlungen sind keine historischen Einheiten, sondern Auffindungszusammenhänge unterschiedlicher Qualität, auf jeden Fall mit einer gewissen zeitlichen Tiefe. Die Größe beträgt teilweise über 50 ha (S. 172). Während in der Mittel- bis Spätlatènezeit tatsächlich eine engerräumige Konzentration der Bebauung mit Ortskonstanz und Überlagerungen zu beobachten ist, herrscht bis dahin im Kontrast dazu offenbar Streusiedlung ohne Platzkonstanz vor. „Vollständige Siedlungen dieser ...“ früheren „... Perioden auszugraben“ ist demnach nicht nur eine Frage der Prospektion und Ausgrabungsökonomie (S. 120), sondern läuft auch auf das Mißverständnis hinaus, es gäbe diese größere Siedlungseinheit, während es sich dabei doch wohl eher um eine von Einzelsiedlungen (Höfen?) erfüllte Siedlungskammer handelt (Abb. 66; 68). Hier bei dem recht groben Zeitraster den Besiedlungsgang zu verfolgen und damit auch die Belegungsdichte, erweist sich offensichtlich als schwierig. Die Verf. führt zu letzterer anhand einer bislang nur in Vorberichten beurteilbaren Siedlung der Urnenfelderzeit eine Modellrechnung vor (S. 118), deren feste Größen schon mit erheblichen Unwägbarkeiten belastet sind, abgesehen davon, daß das Modell über Jahrhunderte gleichbleibende Verhältnisse annimmt. Das Ausmaß der Siedlungsplatzverschiebung bei allgemeiner Siedlungskontinuität wird S. 172 nur scheinbar präzisiert. In einem Bereich von 4–12 ha liegen die Siedlungsanzeiger einer archäologisch nicht mehr gliederbaren Epoche (Beispiele Abb. 49,5; 50,4).

Die Siedlungskonzentration in der Junglatènezeit bot sich dazu an, über sog. Thiessen-Polygone das Umland der weilerartigen Einzelsiedlungen konkret zu ermitteln (Abb. 62), wobei sich ein flächendeckendes Raster ergab. Impliziert wird dazu eine um die zentrale Siedlung angeordnete Wirtschaftsflur mit einem bewaldeten Außen- oder Grenzbereich

zur nächsten Siedlung. Diese räumliche Ordnung hätte der gedanklichen Klarheit wegen sinnvollerweise mit der älteren Organisationsform ebenfalls auf Modellebene kontrastiert werden müssen. Auch hier gibt es doch zu kleineren Siedlungen ein entsprechend kleineres Wirtschaftsumland, wobei aber mehrere solcher Kleinsiedlungen als Siedlungskammer einen gemeinsamen, nur extensiv genutzten Außenbezirk ausbilden. So sieht jedenfalls angedeutet die Modellvorstellung der Verf. für die älteren Metallzeiten aus (Abb. 34; 66; 68), wobei allerdings auch hier die Konkretisierung im archäologischen Befund über eine allgemeine Plausibilität hinaus noch aussteht.

Die an das flächendeckende Siedlungsnetz speziell der Junglatènezeit gekoppelte Erwartung eines hierarchischen Siedlungsgefüges (S. 181; 185) beruht auf einem Mißverständnis. Unabhängig davon sollte den seit der Späthallstattzeit bekannten befestigten Anlagen beim derzeitigen geringen Kenntnisstand auch nicht das funktionsbestimmte Etikett eines „zentralen Ortes“ angeheftet werden (S. 181).

D-5500 Trier
Ostallee 44

Hans Nortmann
Rheinisches Landesmuseum

María Cruz Fernández Castro, Arqueología protohistórica de la Península Ibérica (Siglos X a VIII a. c.). Alianza Universidad Textos 115. Alianza Editorial, S. A., Madrid 1988. ISBN 84-206-8115-6. 728 Seiten mit 826 Abbildungen, 58 Photographien und 5 Verbreitungskarten, Paperback.

Die Autorin hat mit diesem umfangreichen Buch durch die dankenswerte Zusammenstellung der wesentlichen Literatur und Funde einen wichtigen Beitrag zur Kenntnis des Übergangs von der späten Bronzezeit zur frühen Eisenzeit auf der Iberischen Halbinsel vorgelegt. Damit stellte sie sich die schwierige Aufgabe einer, bisher für diesen Zeitraum fehlenden, regional übergreifenden Gesamtschau, basierend auf dem heutigen Forschungsstand.

Sie geht von einer Aufteilung – wie sie schreibt „nach Konvention“ – in sechs geographische Räume aus, zu deren Veranschaulichung jedoch eine Karte oder eine kurze Erklärung hilfreich gewesen wäre. Aufgrund der Gliederung des Werkes handelt es sich um folgende Gebiete 1) Nordosten der Iberischen Halbinsel, 2) Meseta, 3) Nordwestspanien und Nordportugal, 4) Südwest- und Zentralportugal sowie die spanische Extremadura, 5) Andalusien, 6) die Levante. In ihrer methodischen Einleitung behandelt sie u. a. das Verhältnis von Region zu Kultur. Erstaunt liest man auf S. 15 die beiden Sätze »In den genannten Gebieten können eine oder gleichzeitig mehrere Kulturen vorkommen. Der Begriff „Kultur“ impliziert also keine lokale Begrenzung, sondern ist ganz im Gegenteil weit genug, um seine veränderbare Natur zu erklären«. Es folgt ein Hinweis auf A. G. Sherratt, *Socio-economic and demographic models for the Neolithic and Bronze Ages of Europe*. D. L. Clarke (Hrsg.), *Models in Archaeology* (1972) 525. Durch die Lektüre des angeführten Aufsatzes von Sherratt – vor allem S. 525f. – nehme ich an, daß die Verfasserin einfach ausdrücken will, daß Kulturgrenzen häufig nicht mit den natürlichen Grenzen geographischer Räume übereinstimmen.

Schon vorher hatte sie darauf aufmerksam gemacht, daß die regionalen Untersuchungen die komplexe Frage aufwerfen, wie „Kulturwandel“ mit seinen verschiedenen Schattierungen definiert werden soll, und weist u. a. auf die Innovationsmodelle von C. Renfrew – „infection-model“ und „innovation choice-model“ – hin (C. Renfrew, *Approaches to Social Archaeology* [Edinburgh 1984] 396f.). Bei ihren Ausführungen über „Kultur“ und „Kulturwandel“ erfährt man leider nirgendwo, was die Autorin eigentlich unter dem Begriff „Kultur“ versteht.